



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Gesammelte Aufsätze

Pinder, Wilhelm

Leipzig, 1938

Gedächtnisrede auf Franz Studniczka

urn:nbn:de:hbz:466:1-42052

GEDÄCHTNISREDE AUF FRANZ STUDNICZKA

*Gehalten im Dezember 1930 beim Winckelmannfest des Archäologischen
Instituts Leipzig*

Bei diesem zweiten Winckelmannfeste, das Franz Studniczka nicht mehr unter den Lebenden sieht, könnte es naheliegen, an der Stelle, von der aus er als Inhalt seines Lieblingsfestes Wissenschaft zu geben pflegte, gerade seiner wissenschaftlichen Leistung zu gedenken. Dies aber ist schon an mehreren anderen Stellen geschehen: so durch L. Curtius im Römischen Institut; durch Paul Wolters – warmherzig und das Menschliche schön einbeziehend – im „Gnomon“; vor allem aber durch Studniczkas Nachfolger Herbert Koch in der Sächsischen Akademie der Wissenschaften.

So soll es dem Schüler, dem Freunde, dem Amtsnachbarn durch sieben reiche Jahre zufallen, nicht von der archäologischen Lebensleistung, sondern von der menschlichen Art des Unvergeßlichen in diesem Kreise zu sprechen. Es kann nur ein Versuch sein. Es ist kein leichter, es ist ein durchaus bedrückender Versuch, vor Menschen, die zum großen Teile die unmittelbare Anschauung Franz Studniczkas besitzen dürfen, von diesem selten Menschen zu reden.

Es gibt Gestalten, die sich zwar nie dem Allernächsten, wohl aber jedem weiteren Kreise gegenüber zur Abstraktion, zum Vertreter ihrer Ideen, zu ihrer „Bedeutung“ verflüchtigen lassen. Franz Studniczka aber, so stark seine geistige Persönlichkeit in seiner Wissenschaft weitergezeugt hat, ist in einem unmittelbaren, auch körperlichen Sinne Gestalt, er ist konkreter gewesen, als es den meisten anderen vergönnt ist. Er war in einem so hohen Maße stärkstes und einmaliges Leben, daß wir von seinem Anblick, von dem Klange seiner unvergeßlichen Stimme uns nicht trennen können, daß wir den Wunsch haben, seine Gegenwart mit allen Sinnen in uns festzuhalten, stärker noch als bei anderen, auch Verehrten, die sich williger von ihrer Erscheinung lösen wollen.

Wir, die ihn kannten, wir müssen das alle erlebt haben: dieser Tod war ungläubhafter als der Tod vieler anderer Menschen, auch solcher von Bedeutung. Der Klang von Studniczkas Stimme allein kann den, der ihn lieben durfte, heute noch aus Traum oder Halbschlaf aufjagen. Und es will uns – so all-

gemein erschreckend die Vergänglichkeit uns auch immer und in allen Fällen berührt – nicht in den Kopf, daß das Leben selbst auf diese seine eigenste Prägung verzichten mußte. Das Erdennahe und Erdhafte, Ur-Männliche und Ur-Menschliche, der gewaltige Körper, der starke und vollkommen plastische Kopf, die hünenhaft breite, ausladende Kraft seines Armes und seiner in aller Massivität stets beredten Hand, das Blockhafte des Wesens, das Dröhnend-Klangvolle seiner Stimme, die wie dunkles Erz, aus einem Berginneren heraufgeholt, vor uns lebendig war – dieses ganz Einmalige vergißt keiner, der es sehen und hören durfte. Aber man möchte davor verzweifeln, solchen, die das alles nur noch vom Hörensagen kennen – und sie mögen schon jetzt und hier da sein, und sie werden vor allen Dingen kommen und heranwachsen – solchen noch irgend etwas Wesentliches vor Augen zu stellen von dieser uns entrissenen Gesamterscheinung. Ebenso, wie der, der das Meer liebt, sich wundert, daß es Menschen gibt, die es nicht gesehen haben, so scheint uns denen etwas zu fehlen, die diese großartige Naturerscheinung verfehlten.

Er war ganz, und er war ganz Gegenwart; und er war zugleich schon bei Lebzeiten etwas völlig Geschichtliches. Wenn man, mit Liebe und Bewunderung, oft auch im Widerstand, wie ihn echte Naturkraft immer entfesseln muß, auf ihn blickte und auf ihn hörte – so hatte man dieses doppelte Gefühl: dieser Mann ist das Leben selbst, er hat das zugleich Widerspruchsvolle und ganz Fraglose, das immer wieder neu Augenblickliche, das Unentrinnbar-Gegenwärtige wirklichsten Lebens – und zugleich ist das alles eigentlich schon „kaum mehr wahr“, es ist ein geschichtliches Lebensstadium, das der Europäer meist längst verloren hat. Es ragt da etwas hinüber zu uns kleineren, zarteren, störungsempfindlicheren Menschen, das mit der verlorenen Kraft einer Vor- und Ur-Zeit noch begabt ist. Man mußte aufsehen und auf-, hinaufhorchen; ich glaube, selbst Menschen von hohem Wuchs muß das so gegangen sein. Es war der Eindruck einer Ausnahme für heute und zugleich einer Norm von ehemals, aus verlorenen Kraftzuständen des Europäertums: es war wie der Eindruck eines ganzen Volkes, das es nicht mehr gibt. Ein alter Führer aus der Völkerwanderung, ein römischer Kaiser aus nicht-italischem Blute, etwas Großes und Fernes blickte durch diesen Menschen hindurch, der zugleich – und mit welcher Leidenschaft! – in seinem Heute nichts anderes war als ein Professor der klassischen Archäologie. Er glich aber eher einem Waldgott als einem Professor.

Dieses Stück verlorener Geschichte war ganz gegenwärtig. Der Mensch eines älteren und stärkeren geschichtlichen Lebens brach unmittelbar hin-

durch: im verblüffend-erlösenden Hohn gegen alles abgewetzt Zivilisierte, vor allem gegen subalternes Dienertum, wenn es aus einem Schüler herauskam, ja, als Trotz auch selbst gegenüber vornehm ritterlicher Unterordnung. Im Seminar, vor fast dreißig Jahren, wollte ihm ein keineswegs unterwürfiger, sehr wertvoller, von ihm besonders geschätzter Student helfen, beim Schleppen irgendeines ungeheuerlichen Atlantenwerkes. Seine Abwehr hieß unter dröhnendem Lachen und kurzem Knurren vorher: „Ich bin kein Geheimrat!“ Alle seine Schüler – und natürlich alle Menschen, die in seinen Gesichtskreis traten – erfaßte er, höchst illiberal, von ihrem Ganzen her: nach Stamm und Familie, nach Wuchs und Haltung, nach Gesinnung und Benehmen, nach Blut und Persönlichkeit, nach Sprache und Anzug. Die sogenannte Begabung, die Verwendbarkeit kam weit dahinter; sie kam freilich auch, wie wir sehen werden. Das heißt: er wog zunächst ganz spürsicher, so schön spürsicher wie ein Tier oder eben wie ein Mensch von Rasse, den Lebenswert der Einzelnen. Großartig ungerecht (im liberal-demokratischen Sinne), auf geborene Fähigkeit zum Idealismus und auf gewählte Ideale, auf die fruchtbaren Unterschiede hin, die das Schicksal schafft, fern jedem Gleichheitsglauben, unterschied und wertete er die Menschen als Ganzes noch vor ihrer Leistung. Er konnte erheblich irren, er konnte sich von Blutsympathien und Blutgegnerschaft täuschen lassen; aber diese Irrtümer waren ehrlicher und echter, sie waren jedenfalls lebensgerechter als solche, die sich vor Fähigkeiten und Leistungen erzeugen, die nur Beurteilung sind und nicht Wertung.

Der Mensch war ihm, als einem Beauftragten des Lebens selbst, zunächst der Lebenswert. Er glaubte nicht nur – das Glauben war nur die Erscheinungsform in seinem gewiß hellen und starken Bewußtsein –, er wußte vor allem im dunkelsten Inneren mit dem Spürsinn des starken Mannes die Kräfte des Schicksals, der Geschichte, des Blutes, des Lebens eben als das Eigentliche. Der Mensch als Nutzbarkeit, als Mittel, als braver Diener eines Zweckes bestand zunächst nicht für ihn. So sehr er im höchsten Maße auf Leistung drängte: ein innerlich schöner Mensch, den das Schicksal an verwertbaren Leistungen gehindert hätte, wäre ihm immer lieber gewesen als ein innerlich kleiner voller Verwendbarkeit. Und doch konnte er jeden, mit niederdrückender Kraft sogar, gebrauchen, einspannen, zwingen, auch und gerade den Wertvollen.

Vielleicht sieht man von hier aus erst das Ergreifende und Tragische in Franz Studniczkas Wesen. Hineingestellt in eine späte Zeit, zum Betrachten gezwungen, wo sein eigentliches, sein fast vorgeschichtliches innerstes Ich

Handeln und Tun verlangt hätte, warf er die Leidenschaft eines Urmenschen auf einen modernen Begriff, den die großartigeren Zeiten jenes älteren Ichs noch gar nicht gekannt hatten: die „Objektivität“. Jeder Versuch, vor Tatsachen auszubiegen, jede Flucht in das Empfindsame vor allem war ihm – mit Recht – ein geradezu körperlicher Greuel. Aber das gibt es überall, wo geistiger Anstand herrscht. Hier war es etwas ganz Elementares. Es war Forderung des Blutes zunächst nach Reinheit und Kraft, Anwendung des eigenen Ideals der Stärke auf das „Objektive“. Als Forderung seiner Wissenschaft aber wurde es in ihm zur Angst, zur Angst vor dem Irrtum. Diese Angst vor dem Irrtum ließ ihn oft wie ein großes Kind, fast zaghaft, erscheinen. Sie hat es nicht zugelassen, daß dieser in Wahrheit so breite Mensch groß überschauende Bücher hätte schreiben können, zu denen er das Zeug hatte (jedes Kolleg bewies das!). Sie verwies ihn auf zahlreiche Opuskula und auf jahrzehntelange mühsamste Aufbauarbeit. Er sah sich dabei, in aller Leidenschaft, ironisch zu: „Das Hirschklein“ nannte er die zahllosen winzigen Reste, die er zu seiner Artemisgruppe mühselig zusammenflickte. Er hatte Humor wie jeder wirklich starke Mensch des Geistes. Er brauchte ihn auch, denn er trug das schwere Schicksal eines ganzen wissenschaftlichen Geschlechts. In der Geschichte der Wissenschaft werden die Siebzigjährigen unserer Archäologie ganz überwiegend mit diesem tragischen – und also vornehmen – Ausdruck vor uns stehen, daß sie, oft gefüllt mit Leidenschaft bis an den Rand, fähig, die größten Gesichtspunkte zu nehmen, gesprächsweise Ausblicke von sich zu geben, auf die sich das unvornehmere Geschlecht der heutigen Kunsthistoriker unbedenklich als auf ganze Bücherstoffe gestürzt hätte – daß sie, nicht durch Begabung, sondern lediglich durch Moral gehemmt, das Große und Weite wie etwas Allzugefährliches und Allzuheiliges in sich absperren und dafür in den Dienst einer Wissensmenge traten, die sich als Last auf ihre Schultern legte. Gerade Franz Studniczka – aber nicht er allein – hat dem erwerbenden Wissen so gegenübergestanden, als ob es zwar riesenhaft ausgedehnt, aber doch schließlich begrenzt, der Idee nach also als Ganzes von einem einzelnen Menschen aufzunehmen sei. Dies hieß für ihn, daß es ganz unbedingt aufgenommen werden müsse, ohne Gnade und ohne Zaudern. Hier wird sich die jüngere Archäologie – auch das ist schon deutlich zu sehen – von der älteren abscheiden. Sie ist nicht nur in ihrem Glauben an die grundsätzliche Unvergleichbarkeit der klassischen Antike erschüttert. Sie hat – weit wichtiger – die Leitvorstellung einer beherrschbaren Wissensmenge aufgeben müssen. Sie hat verloren – sie wird auch gewonnen und zu gewinnen haben.

So „imposant“ aber – das hat H. Koch schon ausgesprochen – kann heute keiner mehr sein, auch darin gerade, daß einer eine ganze volkhafte Urkraft auf das Aufnehmen und Verarbeiten eines großen Gebietes an Wissen anzuwenden verstünde. Wenn aber das jüngere Geschlecht auf seinem neuen und nun wieder anders gefährlichen Wege (zu einer weit mehr vergleichenden Kunstgeschichte der Antike) den Halt nicht verliert und nicht ins Taumeln gerät, so kann es das nur, weil diese strengen Erzieher noch hinter ihm stehen. Wer von Franz Studniczka den Ritterschlag erhielt, wer endlich, nach scheinbar aussichtsloser, oft quälender, immer neuer Durchknetung in das Freie gelassen wurde – der wird sicher, in allem tiefen Respekt, zunächst aufgeatmet haben. Heute wird er nur dankbar sein. Sein Gewissen, wenn es gut und groß, wenn es wirkliche wissenschaftliche Moral ist, wird am stärksten sein, wenn es für ihn die sichtbare gewaltige Gestalt dieses einzigartigen Lehrers annimmt. Er war der geborene Lehrer durch Beispiel. Wer sein Schüler war, der wird diesen Menschen gleichsam immer hinter seiner Schulter fühlen und er wird, wenn er nicht ganz stumpf ist, gerade dem Elementaren, dem Vor- und Außerwissenschaftlichen dankbar sein, das mit dem Kraftdruck lebendigster Leidenschaft sich als wissenschaftliche Moral äußerte, aber im tiefsten Grunde etwas anderes, eben etwas Elementares war. In Wahrheit wirkte dieser Mann eben doch befreiend. Sein starkes Blut war in allem. Vater Studniczka nannten wir ihn und sogar den „großen Pan“. Das war noch nicht zur Hälfte ein Witz, das war im innersten Kerne Bewunderung und Verehrung und Dank. Das Gran Lächeln darin spiegelte nur Studniczkas eigenen Humor wider. Das Ernste darin, das Wesentliche würdigte die menschliche Größe. Wir wußten eben: Alles dies, was sich in heiligstem, furchtbarstem Ernst als Wissenschaft gibt, mit dem reinsten Herzen und mit starkem Geiste das Richtige und Wahre sucht, den billigen Irrtum verachtet, das Winzige, Zutreffende begeistert begrüßt – das ist noch etwas anderes als reiner „Geist der Wissenschaft“. Es ist Natur, wie ein See, eine Eiche, ein Volk oder ein Bergsturz.

Diese Natur dem zu schildern, der sie nicht sah, ist wirklich nicht leicht. Etwas ist schon angedeutet: Geschichte, namentlich Geschichte alles dessen, was greifbar, tastbar, plastisch im Ursinne, körperhafte Gestalt ist, das war für ihn (er hätte diese Deutung selber niemals zugelassen!) wie ein Akt der persönlichen Erinnerung. Menschen, die vor Tausenden von Jahren verstorben sind, genau wie Lebendige von heute zu empfinden – dieses physiognomische und bildnis-ikonographische Interesse, das ja tatsächlich uns ein Corpus der Imagines Illustrium schenken wollte, das war der Kampf eines

Naturgeistes gegen den Tod, der Wille, die Vergänglichkeit zu überwinden, das Sterben zu verneinen. Geschichte war für ihn eine Reihe lebendiger Gestalten. Geschichtsstufen, die uns heute so sehr fesseln, die uns oft nur blenden, wie „der“ archaische, „der“ klassische, „der“ hellenistische Mensch – alle Abgezogenheiten überhaupt verschwanden vor dem feurigen Wunsche nach lebendiger Begegnung mit Personen. Menander oder Sokrates oder Aristoteles, das waren Menschen für ihn, so gegenwärtig wie heutige. Es war, als ob er durch den Traum hindurch, der alles geschichtsbedingte Leben ist, alles Bedingte verneinend, sich dieser Menschen wie aus eigenem Leben erinnern wollte. Ein Seminar, das dem Bildnis galt, konnte ermüdend wirken – zuletzt doch nur, weil niemand die Kraft des heißen Wunsches nach Wiedererweckung der Einzelgestalt so lange durch alle Schwierigkeiten aufrecht zu erhalten wußte. Dann war der große Lehrer manchmal einsam – und er fühlte es!

Eine ursprünglich großartige Gesundheit trug ihn lange. Als Vierzigjähriger wußte er noch nicht, was Krankheit ist, nicht von sich selbst; aus der Familie kannte er es wohl. Brüder waren ihm sehr früh dahingestorben. Er sprach mit Stolz davon, wie er sechzehn Stunden in Griechenland geritten war, ohne richtig müde werden zu können. Ich weiß es noch wie heute. Ich war Student. Ich sehe noch den Tisch vor mir, an dem er sprach. An diesem Tische unter uns Studenten um 1900, an den Freitagabenden, wo wir Aristophanes, Bion, Theophrast mit ihm gelesen haben, brach immer wieder, während griechische Texte peinlich philologisch erschlossen wurden, der elementare Mensch jenseits und vor aller Philologie hervor, und eben darum lebte auch alle Philologie bei ihm! Einer wollte ihn nach neuesten Grabungen ausfragen. „Nein“, – mit dröhnendem Lachen – „da habe ich noch nichts nachgelesen, aber l’Aiglon von Rostand habe ich gelesen.“ Er las uns auch vergnügliche Verse von damals vor.

Aber er hatte auch einen Band Gottfried Kellerscher Gedichte da, durchschossen mit weißem Papier, und darin hatte der Professor der klassischen Archäologie alle Wandlungen der verschiedensten Ausgaben genau eingetragen. Hier war vielleicht das Erstaunlichste, wenigstens für den Unerfahrenen. Dieser Mann der wissenschaftlichen Schärfe, zugleich dieser Mann der waldgottartigen Urkraft, hatte einen unsäglich fein ausgebildeten Sinn für Lyrik! Plastik und Lyrik waren die Gebiete, die ihm das Unmittelbarste ablockten. Das klingt befremdend. Aber das war, als ob ein starker und vereinsamer Mensch in sich selbst die beiden Pole des Menschlichen – im Sinne

von Platons Gastmahl – aufgerichtet hätte. Der Vorrang des Plastischen in seinem Gefühlsleben leuchtet gewiß auch dem Fernerstehenden ein. Er war so stark, daß Studniczka in einer überwiegend auf Farbe gestellten heutigen Wohnung magnetisch angezogen sofort auf alles zuschoß, was vollkörperlich geformt war. Das gehörte zum Urmännlichen in diesem Menschen. Im Sprachlichen aber war doch Lyrik seine eigentliche Liebe – wie ein zarterer weiblicher Gegenklang. Er sprach von der Lyrik Mörikes mit einer österreichischen Melodie-Empfindlichkeit, die gerade durch den Gegensatz des gewaltigen Metalls in seiner Stimme überwältigend wirkte. Ja, er hat tatsächlich als junger Mensch lyrische Gedichte geschrieben und sogar veröffentlicht. Er sprach unter körperlichem Erröten davon. Es war aber geschehen. Wer diese andere Seite Franz Studniczkas nicht kennt oder wenigstens nicht ahnt, der weiß doch eben noch nicht genug von ihm.

So war es auch mit dem, was wir „Nerven“ nennen. Er konnte in seinem fünften Jahrzehnt vor allem, aber erst recht in der späteren Zeit, durch ein krankes Bein gehemmt und schwer geworden, wie ein Bär wirken. Er war aber nervös in dem Sinne, wie es edle Tiere sind: reizsam und sogar reizbar – es war ganz gewiß gefährlich, seine Feindschaft herauszufordern. Auch dem Freunde verzieh er nur langsam – dann etwa, wenn er glaubte, die leiseste Spur von Pflichtverletzung gesehen zu haben.

Wir wissen schon: er war die Genauigkeit selbst, der Inbegriff der wissenschaftlichen Moral, aber er war durchaus nicht der Typus „voraussetzungsloser Wissenschaft“ = Blutleere. Wissenschaft war ihm Leidenschaft. Er hätte eben doch das ungeheure Fleißopfer nicht dahin gerichtet, wohin er es brachte, zur klassischen Archäologie, wenn er nicht leidenschaftlich überzeugt gewesen wäre, daß in der Antike fast allein menschliche Größe rein zu finden sei. Er war darum doch fähig, solche auch anderwärts zu sehen, bei Michelangelo oder vor allem bei Rembrandt: „Heiliges Donnerwetter, was ist das für ein Kerl!“ sagte er einmal von Rembrandt.

Eben darauf beruhte auch sein Verhältnis zu unserem Volke. Hier gerade gab es für ihn keine „besonnene internationale Gerechtigkeit“, sondern heißeste Parteinahme. Hier wäre er tausendmal lieber ungerecht gewesen als lau. Er war nicht einmal ungerecht. Das böse Schicksal seines Volkes machte es ihm leicht, nicht ungerecht zu sein. Er hat das Unglück Deutschlands, seine Verkennung, seine Bloßstellung und Schmähung vor ganz Europa wie eine persönlichste Schmach empfunden. Hier kannte er nicht die armselige Fähigkeit solcher Geister, die sich „groß“ nennen, weil sie „nichts geniert“ – hier

bäumte sich alles in ihm auf. Die Niedrigkeit der Verdächtigungen von außen, ebenso aber, genau ebenso die Niedrigkeit, wo sie bei uns sich zeigte, jeder Augenblick, wo von außen oder von innen her Dreck auf die deutsche Ehre geworfen wurde, brachte ihn zum Rasen wie einen See. Er wäre glücklich gewesen, als alter Mann, sein Blut für uns verspritzen zu dürfen. Er konnte vor Sympathie und Stolz innerlich zittern, wenn er auf die Schulter eines hochgeachteten Schülers wies, die bei Tannenberg halb abgeschossen war. Es blitzte in ihm, wenn er sich aus dem Felde erzählen ließ.

Wir besitzen eine nur kleine Reihe von Blättern seiner Hand, im Kriege, wie es scheint, begonnen. Es ist der Beginn einer Selbstbiographie. „Lebensnachrichten von Franz Studniczka.“ Sie bricht mitten auf Seite 21 ab mit dem Satzanfang: „Der Sommer...“ Studniczka betont, daß sein Vater Böhme altösterreichischer Staatsgesinnung war, „zu einer Schicht gehörig ohne Volksbewußtsein, aber von überwiegend deutschem Wesen“. Seine Mutter dagegen, eine geborene Strobach, war rein deutscher Abkunft. Viele in ähnlicher Lage haben sich, namentlich wenig später, anders entschieden. Studniczka aber, der als Schüler einer tschechischen Schule zu lernen begonnen, wurde schon damals, „vom Widerstand gegen den agitatorischen Einfluß der tschechischen Schulen ergriffen, der zeitweilig auf seine kindliche Phantasie stark einwirkte“. Er „blieb“ deutsch, wie seine Brüder, „dem Tschechentume innerlich fremd“. Gleichwohl folgte noch eine Tat bewußter Entscheidung. Das ist in Prag gewesen. Hier geschah die „endgültige Parteinahme in dem an Schärfe zunehmenden Kampfe der beiden Völker“. Und hier sagt die begonnene Selbstbiographie einen Satz von ungewöhnlicher Schönheit der Gesinnung und edelster Prägung. „Es war mir sittlich unmöglich, in und von der deutschen Kultur zu leben, dennoch aber in der harmlosen Unentschiedenheit der alten Mischbevölkerung zu beharren.“ Er erwähnt dann mit besonderer Freude, daß selbst das jungtschechische Parteiblatt *Narodny Listy* seine erste Arbeit zwar unter dem Titel „Tschechische Gelehrte in der deutschen Wissenschaft“ angezeigt hatte, aber sich ohne sein Zutun selbst berichtigen mußte: man könne ihn nicht mehr unter die tschechischen Gelehrten rechnen.

Es ist uns gar nicht vorzustellen, daß die Entscheidung hätte anders fallen können. Und doch wäre es vielleicht theoretisch an sich möglich gewesen. Daß es tatsächlich nicht möglich war, das gehört auch zu dem dramatischen Bilde dieses Menschen. – „Reichsdeutsch“ war er gar nicht, er besaß von Natur das weitere Deutschtum, das sich jetzt erst die Reichsdeutschen wieder erobern,

er war Deutscher aus leidenschaftlichem Gewissen, und – wie alles, was er war und was er tat – er war es aus seiner Natur. Aber Deutsche dieser Art sind ein seltenes Geschenk, und es war gerade in diesem Falle ein Geschenk. In der unerbittlichen Treue, der völligen, schönen Verständnislosigkeit für allen innerdeutschen Jammer, alles Kleine und Dienerhafte, für den ganzen Kampf gegen den Ehrbegriff, der sogar heute noch aus der eigenen Mitte heraus geführt wird, hatte er die typische nationale Bewußtheit des Grenz- und Kolonialdeutschen, der sich entschieden hatte. Gewiß hat er dabei, als Natur, auch noch manche Töne in sich vernommen, die aus den verwandten, feindlichen Nachbarvölkern durch sein eigenes Blut noch zu ihm heraufklangen. Aber sie waren ihm nur Bereicherungen seiner Deutschheit.

Man hätte sich einen der von Franz Studniczka so geliebten römischen Bildnisplastiker gewünscht, um den mächtigen, herrenhaften und naturstarken, im Ursinne plastischen Kopf uns zu erhalten. Dem Kunsthistoriker fällt vielleicht ein deutscher Meister ein, der vor fünfeinhalb Jahrhunderten in dem gleichen Prag gewirkt hat, wo sich Studniczka für unser Volk, für sein Volk entschied. Ein Mann, aus dessen Werkstatt die stolzeste Reihe früher plastischer Bildnisse hervorgegangen ist: Peter Parler, schwäbischen Blutes wohl, wie Studniczka es von Mutterseite her sich zusprach, und auch in der gleichen deutsch bestimmten Kultur lebend; der Mann, der uns das bärenstarke Haupt des Przemysliden Ottokar I. im Prager Dome geschenkt hat. In dem steckte ein verwandter Klang.

Wir wollen die Erinnerung an den Tapferen wachhalten, den Dank, die lebendige Vorstellung, die den Unvergeßlichen sieht und hört und mit allen Sinnen zu halten versucht, als Sinnbild der Kraft und der Natur selber.